

WILLEM DIELEMAN



PANCAKE ADVENTURES



Auf der ganzen
Welt zu Hause mit
dem Rezept meiner Oma



LÜBBE

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Istanbul: Ein schwieriger Anfang

Planänderung

Himmel oder Kürbis

Ein echter Reisender

Vertrauen in einen Auftragsmörder

Der Punker im Hippiecamp

Positiv denken

Der liebe Schafmetzger

Freunde

Ein Kurs in der Liebe

Intermezzo

Parinaz

Eine iranische Seifenoper

Trockenfrüchte

Ein Plan und eine Pfanne

Das Großartigste auf der ganzen Welt

Dubai Adventure

Die Welt mit der Pfanne erobern

Karakoram Highway

Alam Jan, der Pamir-Buddha

Zood Khun

Birthday Pancakes

Islamabad
Eid Mubarak
Kein Geld, kein Problem
Lahore Backpackers
Grenzübergang
Goldene Pfannkuchen
Slum Celebrity
Der Kerala-Express
Happy Pancakes
Hyderabad
Rikschafahrer
Abschied
Bildstrecke
Zeitungsartikel
Logo Pancake Adventures
Eine Anmerkung zur Widmung

Über dieses Buch

Vom Job frustriert und von der Liebe enttäuscht packt Willem seinen Rucksack und löst ein Ticket Richtung Asien. Bei seinen Couchsurfing-Gastgebern bedankt er sich mit selbstgebackenen Pfannkuchen - und weckt so viel Begeisterung, dass er immer öfter die Pfanne heiß macht. Am liebsten für die, denen es nicht so gut geht, wie Waisenkinder in Indien. Und nebenbei entdeckt er das Geheimrezept wie man mit wenigen Zutaten die Menschen zusammenbringt, die Welt ein bisschen besser macht und dabei glücklich wird.

Über den Autor

Willem Dieleman, geboren 1986 und aufgewachsen in Middelburg, Niederlande. Seinen Master hat er im Verlagswesen gemacht. Doch sein erster richtiger Job bestand darin, Excellisten anzulegen und Datenbanken zu füllen - Grund genug, den Rucksack zu packen und das Weite zu suchen.

WILLEM DIELEMAN

**PANCAKE
ADVENTURES**

**Auf der ganzen
Welt zu Hause mit
dem Rezept meiner Oma**

**Übersetzung aus dem Niederländischen
von Simone Schroth**

LÜBBE

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Titel der niederländischen Originalausgabe:
»Pancake Adventures. Hoe ik pannenkoeken aan de wereld gaf *en* wat ik ervoor
terugkreeg«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2018 by Willem Dieleman
Originally published by Ambo | Anthos Uitgevers, Amsterdam

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Elisa Valérie Thieme, Düsseldorf
Umschlaggestaltung: Thomas Krämer
Unter Verwendung eines Motivs von © Jerome de Lint, Amsterdam
Copyright Fotos Bildteil © Willem Dieleman
Copyright Fotos Innenklappen © Willem Dieleman
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7325-7997-6

www.luebbe.de

www.lesejury.de

Für alle,
die diese Reise möglich
gemacht haben.*

Istanbul: Ein schwieriger Anfang

Was um Himmels willen tat ich auf dieser fremden Couch, wenn ich auch bei Sem im Bett hätte liegen können? Oder nachts mit ihr durch die ausgestorbenen Grachten bummeln, so, als würde die Stadt uns gehören. Immer auf der Suche nach bisher unentdeckten Stellen in Amsterdam und an unseren Körpern ...

Erst vor fünf Tagen hatten wir uns dramatisch zum Abschied geküsst. Ich starrte nach draußen. Sem war es, die mir völlig die Gedanken vernebelte. Wie sie tanzte, als schaue ihr niemand zu. Wie sie guckte, wenn sie etwas Freches tat, und wie sie planlos im Kreis durch das Zimmer rannte, wenn ihr alles über den Kopf wuchs. Ich war auf verzweifelte Weise verliebt: ein Fluch, der so manch einen ereilt, der auf unbestimmte Zeit verweist. Wenn man die Brücken hinter sich verbrennt, kann man nur noch die größten Schätze retten.

Wegen meines Liebeskummers hätte ich beinahe vergessen, warum ich überhaupt losziehen wollte.

Ich war der Datenmeister der Datenmonster gewesen. Wir füllten eine Onlinedatenbank mit Kontaktdetails von Journalisten. Eine Kadenz aus Kurztastenbefehlen untermalte diese Tätigkeit: Strg und C, Alt und Tab, Strg und V, Alt und Tab. Tab, Strg und C, Alt und Tab, Strg und V, Alt und Tab. Tab. Tab.

Offiziell wurde die Datenbank als »Journalistendatei« bezeichnet, denn das klang harmloser. Es war eine ehrenvolle Arbeit. Wie jedes Start-up beteiligten wir uns am Aufbau einer sinnvollen, nachhaltigen und effizienten

Welt. Die Journalisten bekamen dank uns weniger Spam, die PR-Firmen eine genauer definierte Zielgruppe, und wir? Wir bekamen unser Gehalt. Ach ja, und da gab es noch einen Kickertisch, den bis Freitagnachmittag niemand anrührte.

Am wenigsten geistestötend war das Mittagessen, bei dem man sich vor allem über Fernsehserien unterhielt. Dann wurden überraschende Entwicklungen im Plot und bei den Figuren diskutiert. Wenn man nicht seine ganze Freizeit darauf verwenden wollte, den Anschluss nicht zu verlieren, konnte man sich zu den beiden ausländischen Programmierern setzen, die schon innerlich abschalteten, sobald jemand »Schönes Wochenende gehabt?« fragte.

Eines Nachmittags, der sich im Nachhinein als ein Wendepunkt in meinem Leben herausstellte, sah ich zu meinem Schrecken im Terminkalender, dass unser administrativer Mitarbeiter Geburtstag hatte. Das bedeutete, dass wir um vier Uhr wieder alle zusammen am Tisch sitzen und das Gespräch fortsetzen mussten, das sich schon während des Mittagessens quälend langsam dahingeschleppt hatte und schließlich im Sande verlaufen war.

Eine Torte wurde angeschnitten, und man verteilte die Stücke. Bei meinem thronte ein Mandarinenschnitt auf der hart gewordenen Schlagsahne. »Dann auf viele weitere Jahre, mein Lieber!«, verkündete der Geschäftsführer mit vollem Mund.

Unendlich viele Excel-Bögen mit Namen und E-Mail-Adressen wirbelten vor meinem inneren Auge umher. Die Worte hallten wie Herzschräge in meinem Kopf nach: *Dann auf viele weitere Jahre. Dann auf viele weitere Jahre. Auf viele weitere Jahre. Viele weitere Jahre.* Eine halbe Stunde später meldete ich mich krank.

Ich ließ mich kopfüber aufs Bett fallen und versuchte zu weinen. Es blieb beim Versuch, weil ich alle Emotionen, die

man dafür braucht, sorgfältig unterdrückt hatte.

Das hier war nicht das Leben, das ich vor mir gesehen hatte, als ich als fünfzehnjähriger Punk die Wand des Schulgebäudes mit einem »Fuck the System«-Graffito versah. Ich hatte meinen Freunden und meinen Eltern versprochen, dass ich vor meinem dreißigsten Geburtstag entweder tot oder zu irgendeinem Stamm in den Amazonas gezogen wäre. »Das halte ich wirklich für eine ganz großartige Idee, mein Junge«, hatte mein Vater in ermutigendem Tonfall zu mir gesagt, während er vor seinen Patiencekarten saß.

Später dann saß ich nach einem abgeschlossenen Master vor einer Datenbank und stellte mit *Copy & Paste* die Kontaktdetails von Journalisten zusammen. *Schaut nur alle her, was für ein Rebell ich bin*, dachte ich nun, während ich vergeblich den Kopf ins Kissen rammte.

Warum sollte ich bis zu meinem dreißigsten Geburtstag warten, wenn ich jetzt schon unzufrieden war? Es gab nichts, was mich an diesen Ort fesselte, und niemanden, der mich zurückhielt. Mir blieben noch ein paar Monate, um weltberühmt zu werden und mir per goldenem Schuss oder einer Shotgun die Mitgliedschaft im Club 27 zu sichern. Das war straff geplant und zugegebenermaßen auch ein bisschen pubertär. Da musste es doch eine bessere Alternative geben.

Vielleicht musste ich ja auch einfach mal raus aus dem Alltag und mich komplett neu sortieren. So richtig schön auf die Suche nach mir selbst gehen. Barfuß durch die Gegend laufen, um der Natur näherzukommen, und zwecks Selbstfindung eine Schweigetherapie antreten. In einer Pluderhose herumlaufen, weil das viel bequemer ist, eine buddhistische Gebetskette tragen, um das Fließen positiver Energien anzuregen. – Und dabei seufzend überlegen, dass Menschen, die gar nichts haben, vielleicht sogar glücklicher sind als wir, die wir unter dem Joch des Überflusses leiden. Oder um gleich den waschechten

Backpacker-Slang zu verwenden: Es war Zeit für ein Studium an der *University of Life*.

Zur Inspiration ließ ich den Mauszeiger über Google Maps schweben. Plötzlich beschlich mich eine merkwürdige Faszination für Alexander den Großen und Dschingis Khan. Die hatten vor ihrem dreißigsten Geburtstag die halbe Welt eingenommen. Ein gigantisch großes Gebiet, von dem ich eigentlich keine Ahnung hatte.

Ich war siebenundzwanzig und wusste nicht, wie die Hauptstadt von Georgien heißt oder an welche Länder Pakistan grenzt, worin der Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten besteht oder ob es Kamtschatka auch wirklich gibt und nicht einfach nur als zu eroberndes Gebiet beim *Risiko*-Spielen. Ich wusste nicht, welche Länder zwischen den Niederlanden und China liegen. Ich wusste nicht einmal, dass die Route, die die beiden verbindet, schon Tausende von Jahren alt ist und »Seidenstraße« genannt wird.

Weil ich eine Journalistendatenbank mit Informationen füllte, wusste ich stattdessen, dass die Magazine *Puppen* und *Teddybären* sich gerade zu *Puppen und Teddybären* zusammengeschlossen hatten, dass Geesje Rotgers jetzt bei der *Fachzeitschrift für unabhängige Käsereien* arbeitete und dass der Baumzüchter Brienien Brienissen durch einen leidenschaftlichen Appell in *Stadt und Natur* dem »dilettantischen Umgang mit Ulmen auf Glabra-Wurzelstöcken« Einhalt gebieten wollte.

Wenn es einen Moment gab, in dem ich meinem Leben ein wenig mehr Bedeutung verleihen musste, dann diesen. Ich kaufte ein Flugticket nach Istanbul und beschloss, wie ein moderner Marco Polo mit Brüdern des Mevlevi-Ordens zu tanzen, durch das Pamirgebirge zu galoppieren, fließend Kokborok sprechen zu lernen und mit dem Dalai Lama Tee zu trinken. Was man eben auf Reisen so machte.

Und plötzlich saß ich jammernd auf der Couch in Cansus Wohnzimmer. Das war also der Anfang meines großartigen, mitreißenden Lebens.

Zwei Monate vor meinem geplanten Aufbruch verbrachte Sem einen Monat in Kuba, und ihre plötzliche Abwesenheit entfachte in mir eine überwältigende Sehnsucht. Zwei Wochen lang hörte ich nichts von ihr, dann kam eine Nachricht: »Ich liege auf dem Deck eines Segelboots und schaue in die Sterne, und gerade musste ich ganz plötzlich an dich denken.« Mit einem Kloß im Hals starrte ich auf mein Handy.

Als Sem nach einem Monat und einer gefühlten Ewigkeit zurückkam, hatte sie lange über sich selbst nachdenken können und über ihre Beziehung, ihr Leben und was sie damit um Himmels willen anfangen sollte. Wir verabredeten uns in einer Kneipe, wo sie mir mitteilte, dass es zwischen uns vorbei war. Sie konnte das ihrem Freund wirklich nicht weiter antun. Sie liebte ihn zu sehr. Ich würde ja sowieso auf Reisen gehen, deswegen hätte sie gar nichts von mir und ich auch nichts von ihr. Ich fand das schade, respektierte ihre Entscheidung jedoch. Zum zehnten Mal in diesem Jahr.

Drei Biere später rissen wir uns an der Zuiderkerk gegenseitig die Kleider vom Leib. Intention *sehr gut*, Umsetzung *ungenügend*. Ich nahm es Sem nicht übel und verliebte mich nur umso heftiger in sie, als ich sah, wie der Kampf zwischen ihrem Gewissen und ihrer Begierde ihr Herz in ein Schlachtfeld verwandelte. Es machte sie so ehrlich. So menschlich. Und dann rannte sie wieder in ihrem Zimmer im Kreis herum, weil sie einfach nicht begriff, wie ich doch wieder in ihrem Bett hatte landen können. Das wollte sie so sehr, und gleichzeitig wollte sie es mit allen Mitteln verhindern.

»Das ist doch nicht weiter schlimm. In einem Monat bin ich sowieso weg, und damit löst sich das Problem von

selbst«, tröstete ich sie. Oder *manipulierte* sie, wie sie das nannte. Dass sie dann keine Probleme mehr hätte, stellte sich nämlich als Lüge heraus. Sem hatte ein Problem mit ihrem Gewissen und ich eins mit der Sehnsucht.

Ich schaffte es einfach nicht, aus Istanbul abzureisen. Meine Gastgeberin Cansu war rundum fantastisch. Ich hatte sie über die Online-Reisecommunity *Couchsurfing* kennengelernt. Das Prinzip funktioniert folgendermaßen: Man stellt anderen Mitgliedern kostenlos einen Schlafplatz zur Verfügung und kann dann auch bei Leuten aus der Community schlafen. So erschafft man ein großes weltweites Netzwerk von Freunden. Natürlich braucht man nicht jedem x-Beliebigen einen Schlafplatz anzubieten, aber offensichtlich fand Cansu mein Profil interessant genug, um meine Bitte um einen Couchsurfing-Kontakt zu akzeptieren. Ich durfte drei Wochen lang ohne Bezahlung auf ihrem Sofa schlafen.

Das bedeutete aber nicht, dass ich keine Gegenleistung erbringen wollte. Um meiner Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, machte ich eine große Schüssel Teig, sodass wir für eine ganze Woche Pfannkuchen hatten. Das tat ich öfter, wenn Couchsurfer oder Freunde aus dem Ausland zu Besuch kamen.

Zum ersten Mal backte ich in Washington Pfannkuchen für einen Couchsurfing-Gastgeber. Ich war sogar vorbereitet gewesen und hatte extra Sirup aus den Niederlanden mitgebracht. In seiner Bewertung schrieb er hinterher:

Willem war ein toller Gast und total unkompliziert. Er hat sich sogar für unsere Mottoparty verkleidet und Pfannkuchen mit echtem Stroop-Sirup gemacht (richtig »geiles Zeug«, meinte ein Freund).

Mit dieser Bewertung war eine Tradition geboren: Für meine Gäste und Gastgeber aus dem Ausland backte ich Käsepfannkuchen mit Sirup. Dass das Pfannkuchenbacken zum roten Faden meiner Reise werden sollte, ahnte ich in diesem Augenblick noch nicht.

Cansu nahm mich mit in die hippen Stadtviertel und erzählte voller Leidenschaft von dem Protest auf dem Taksim-Platz. Oft trieb ich mich auch allein in der Stadt herum, vorbei an den Teehäusern, vor denen alte Männer auf Holzhockern Backgammon spielten und dazu Tee tranken. Vorbei an den unzähligen Straßenkatzen, die von den Einwohnern der Stadt gut versorgt wurden. An den Fischern an der Galatabrücke. An den spielenden Kindern in den ärmlichen Straßen von Beyoğlu. An den Märkten entlang des Flusses, wo zehn kleine Geschäfte nebeneinander Isoliermaterial verkauften. Am Geschrei der Marktleute, das von Gebetsgesängen aus den Minaretten überstimmt wurde. Nach drei Wochen fühlte ich mich in der Stadt schon sehr daheim.

Ich suchte nach gemütlichen Cafés, wo ich hartnäckig mein gebrochenes Türkisch ausprobierte: »*Bir çay lütfen* und das WLAN-Passwort bitte.« Von dort aus schickte ich dramatische Nachrichten an Sem. Außerdem versuchte ich, ein neues Ziel zu finden und so von meinem alten Leben loszukommen. Ein Ziel, mit dem ich meinen Freunden zeigen konnte, dass mein Leben eine gute Wendung genommen hatte. Ich produzierte Vlogs, die nie mein Handy verließen, und schrieb Textentwürfe, die nie zu Geschichten wurden.

Was taten die Menschen eigentlich, wenn sie auf Reisen gingen? Wie funktionierte das? War es ein Wettbewerb nach dem Motto »Wer als Erstes auf der anderen Seite der Welt ist, hat gewonnen«? Ich hatte keinen blassen Schimmer und irrte einfach weiter durch Istanbul.

Während dieser drei Wochen gab es ein paar missglückte romantische Nächte mit Cansu. Vielleicht steckte hinter diesem ganzen Couchsurfing doch mehr. Man brauchte in jener Zeit eine Menge Fantasie, um aus ihr oder anderen Frauen etwas zu machen, das Sem ähnelte. Doch es half nichts: Stocksteif lag ich neben Cansu, nur mit meinem Schwanz war nichts zu wollen.

Das brachte mir eine Erkenntnis: Ich musste meinen Trekkingrucksack packen und statt des Möchtegern-Don-Juan meinen inneren Marco Polo aktivieren.

Planänderung

Von dem Bus, in dem sich mein Rucksack, mein Pass und meine Kamera befanden, waren nur noch die roten Rücklichter zu sehen. Ich rannte, als wären mir wilde Hunde auf den Fersen. Dann winkte ich. Es schien mir unmöglich, einen Bus einzuholen, aber ich wusste natürlich auch nicht, ob mich jemand im Dunkeln winken sehen würde. Drei Wochen hatte ich gebraucht, um meinen ganzen Mut zusammenzunehmen und Istanbul zu verlassen, und sofort wurde mein Aufbruch mit einem Unglück belohnt. Nach einem kurzen Halt an einem Zollhäuschen fuhr der Bus wieder an. Mit meiner letzten Energie sprintete ich weiter. Mein Mund schmeckte nach Blut. Ich hatte es fast geschafft. Der Bus beschleunigte wieder. Ich stieß einen unartikulierten Schrei aus. Inzwischen rannte ich neben dem Bus her und schlug mit den Händen auf die Seitenfenster. Als die Türen sich endlich mit einem Seufzen öffneten, erschien mir das wie lieblicher Engelsgesang. Der Busfahrer warf mir einen kurzen, leeren Blick zu und schloss die Tür hinter mir.

»Seit letztem Jahr herrscht im Bus Rauchverbot, deshalb halten die Fahrer alle Viertelstunde für eine Zigarettenlänge oder zwei an, gerade kurz genug, damit die Passagiere nicht zur Toilette gehen können.« Der Mann auf der anderen Seite des Ganges lachte. Er hatte zwei Kinder bei sich. Sein Englisch war gut. Ausgezeichnet sogar, verglichen mit dem der restlichen Passagiere.

»Husseyin«, stellte er sich vor und überreichte mir eine weiße Visitenkarte mit seinem Namen darauf. Ich drehte sie um: *Geschäftsführer White Beach, Luxusjachten, Helikopterflüge, Makler, Hauswart.*

Husseyin erzählte, dass er gerade seine Kinder von ihrer Mutter aus Istanbul abgeholt hatte und sie nach Göcek mitnahm, wo er mit seinem Vater wohnte. Kinder fand er einfach nur nervig. Aber vor allem fand er seine Ex-Frau kompliziert. Nach der gescheiterten Ehe hatte sie bei Allah Liebe gesucht, der verstand sie zumindest.

Husseyin hatte Allah bei seiner Frau auf dem Sofa zurückgelassen und sich zur seelischen Regeneration dem Alkohol ergeben. In seinem Dorf wartete eine nette Geliebte auf ihn, »der das Vögeln Spaß machte«. In mir schien er endlich jemanden gefunden zu haben, mit dem er sich ungeniert über Sex unterhalten konnte. Weil niemand sonst im Bus Englisch sprach, brauchte er nicht diskret zu sein.

Bei einem von Neonröhren beleuchteten Restaurant, in dem einem Männer mit Schnurrbärten und fleckigen Schürzen das Essen auf den Teller klatschten, tranken wir starken Tee aus dem typisch türkischen Glas in Korsettform. Das ist der Espresso unter den Teesorten.

Wir unterhielten uns über den Islam, von dem Husseyin sich immer weiter entfernte, über Europa und über meine Reise, die gerade erst begonnen hatte. Dann sprachen wir doch wieder über Sex. »Das ist der Grund dafür, dass ich so gut Englisch spreche«, erklärte er stolz. »Meine Englischlehrerin. Ich war fünfzehn und sie dreiundzwanzig. Die Affäre dauerte etwa drei Jahre.«

Ich musste an meine eigene Liebe denken. Ich wusste nie, als was ich sie bezeichnen sollte: als Bettgeschichte, Geliebte, Affäre, Gelegenheitskontakt, Fast-Beziehung oder »Booty Call«. Sem gehörte zu den Menschen, die es nicht mochten, wenn man sie in Kategorien steckte. Ich teilte diese Auffassung. Liebe ... Das sagte schon alles.

Je weiter ich von ihr wegfuhr, desto mehr fühlte es sich an, als ob ich in einer alten Dampflokomotive aus dem Fenster hing und sie dem Zug hinterherrannte. Sie konnte ihn nicht einholen. Ich würde immer weiter am Horizont verschwinden. Danach konnte sie ihr eigenes Leben wieder aufnehmen.

»Ich habe zu Hause eine Geliebte«, sagte ich zu Husseyin.

»Was tust du dann hier?«

»Sie hat einen Freund.«

Husseyin schaute ablehnend und erschrocken drein. »Bei untreuen Frauen musst du aufpassen. Die machen einem das Leben total kaputt. Das darfst du mir ruhig glauben.« Er schien in Erwägung zu ziehen, eine neue Geschichte aus seinem Leben zu erzählen, seufzte jedoch stattdessen laut. »Schlag dir die Frau so schnell wie möglich aus dem Kopf. Wir finden schon eine nette Türkin für dich.«

Husseyins Kinder forderten seine Aufmerksamkeit. Ich lehnte mich zurück und konnte nur noch an Sem denken. Selbst wenn sie mit ihrem Freund Schluss machen und sich für mich entscheiden würde, wie sollte ich ihr dann vertrauen können? Das Einzige, worauf ich vertrauen konnte, war, dass sie fremdging. Ein seltsames Gefühl der Sicherheit. Von mir aus durfte sie machen, was und mit wem sie es wollte. Ich hatte beschlossen, dass Lieben nicht dem Besitzen gleichkam. Aber ich war es leid, ihr größtes Geheimnis zu sein. Sie würde ihren Freund nie verlassen, und mich wollte sie nur für Sex.

Ich hatte mich losgemacht. Der Liebeskummer würde vergehen, das wusste ich aus Erfahrung, aber es war schwer zu sagen, wann das passieren würde.

»Musst du wirklich noch heute ins Kabaktal?«, fragte mich Husseyin leise. Seine Kinder waren eingeschlafen. Seine Tochter lag auf seinem Schoß, und sein Sohn hatte sich an mich geschmiegt.

»Das ist zumindest der Plan«, antwortete ich. »Wieso?«

»Was willst du da eigentlich?«

»Was ich da will? Ich will einfach hin. So sieht mein Plan aus. Ich habe gehört, da soll es schön sein, und ...«

»Warum fährst du nicht mit nach Göcek? Da ist es viel schöner, und du kannst meinen Vater kennenlernen. Kabak ist doch für Hippies.« Husseyin musste es wissen, ihm gehörte schließlich ein Helikopterbetrieb.

Mein eigenes Abenteuer hatte gerade erst begonnen, und schon wurde mein ganzer Plan umgeworfen, weil irgendein x-beliebiger Mann bei mir in einem Nachtbus saß. Alle Menschen, die einem auf Reisen begegnen, sind Vorüberziehende. Die Gespräche scheinen oft unbedeutend, aber rückblickend betrachtet kann ihnen eine bedeutsame Rolle zukommen. Ich saß immer noch in meinem Schutzraum. Wenn mir ein wildfremder Mann vorschlug, mit zu ihm nach Hause zu fahren und dort das Wochenende mit ihm zu verbringen, schrillten bei mir alle möglichen Alarmglocken. Warum war er darauf aus, dass ich mit zu ihm nach Hause kam? Wollte er mir einen Flug im Helikopter andrehen? Würde er mich überfallen? Oder noch schlimmer, wollte er mich als Babysitter einsetzen, während er mit seiner Geliebten auf Reisen ging? Es musste mehr dahinterstecken. Während meines BWL-Studiums hatte ich irgendwann mal gelernt, dass Manager und Investoren immer denken: »Nette Idee, aber was bringt *mir* das?« Wo war hier der Haken? Was hatte Husseyin davon, wenn er sich um einen zerrauten Backpacker kümmerte?

Dann sagte ich höflich und verunsichert, ich würde doch lieber nach Kabak fahren.

»Bist du jetzt ein Reisender oder nicht?!«, gab Husseyin spöttisch zurück. Seine Tochter wachte auf.

War ich jetzt ein Reisender oder nicht? Ich wusste es nicht. Ich hatte mich doch gerade erst auf den Weg gemacht. Ich wusste nicht einmal, wonach ich suchte und

was ich erreichen wollte, außer, dass ich ein Ziel finden musste, mit dem ich meinem armseligen Leben ein wenig Bedeutung verleihen konnte. Später würde ich sagen, der größte Unterschied zwischen einem Reisenden und einem Backpacker bestehe darin, dass ein Backpacker sagt, er wäre kein Tourist, und ein Reisender, er wäre kein Backpacker. Aber was ich genau war? In diesem Augenblick war ich einfach nur unterwegs.

Der Bus kroch weiter vorwärts, jede Viertelstunde gab es eine Raucherpause.

»Du bist ein freier Mensch«, fuhr Husseyin fort, »gleich zeige ich dir die Dinge, die im Leben wirklich wichtig sind. Dein Leben wird nicht von Kindern, einer Hypothek oder einem Chef bestimmt. Bald bist du tot, und dann?«

Wenn ich das Glück haben sollte, in fünfzig Jahren auf dem Sterbebett zu liegen und mir die Zeit nehmen zu können, über die vergangenen achtzig Jahre nachzudenken, würde ich nur Reue darüber empfinden wollen, dass ich auf dem Sterbebett lag und nicht bei irgendeiner Aktivität zu Tode gekommen war.

Und sollte ich doch das Pech haben, in einem Pflegeheim zu enden, so hoffte ich, ich könnte, während mir die Schwestern die Hose zuknöpfen, ständig von den Ländern erzählen, die ich besucht hatte, wo die Frauen am schönsten waren, und wie sich die Gipfel des Himalaja grellorange färbten, wenn die Sonne unterging. Tagein, tagaus. Bis die Schwestern so frustriert waren, dass sie ihre Jobs aufgaben und sich statt eines neuen Sofas einen Trekkingrucksack kauften. So sah mein Ideal eines großartigen, mitreißenden Lebens aus.

Dr. Safety und Mr. Adventure diskutierten heftig miteinander. Wollte ich das Abenteuer? Ja, ich wollte das Abenteuer. Aber was, wenn das hier eine Falle war? Dann würden wir das später schon regeln. Wenn man ein großartiges und mitreißendes Leben führen möchte, muss man sich auch mitreißen lassen, sonst kann man genauso

gut bei Instagram Fotos von Palmenstränden mit Likes versehen. Mr. Adventure trug den Sieg davon.

Ein paar Stunden später stand ich auf Husseyins Veranda. Sein Vater begrüßte mich mit einer herzlichen Umarmung und einem Wangenkuss, so als wäre ich der heimgekehrte verlorene Sohn. Er bedeutete mir, ich solle mich setzen, und erzählte mir seine Lebensgeschichte. Er lachte breit, die Zähne hatte er sich aus dem Mund geraucht, oder man hatte sie ihm ausgeschlagen. Ich hörte zu und nickte höflich. Er schaute mich erwartungsvoll an. »Ich nix Türke«, erklärte ich mit den entsprechenden Gesten. Husseyins Vater erwiderte auf Türkisch, das sei ihm scheißegal. Wir mussten lachen. Husseyin war inzwischen mit den Grillsachen zurückgekommen und erklärte mir, sein Vater sei einmal der stärkste Mann der ganzen Provinz gewesen und habe mit einer Hand einen Lastwagen hochheben können. Kein Witz! Ich betrachtete fasziniert die zitternde Hand und lachte. Der Vater grinste noch einmal mit seinem zahnlosen Mund. Der stärkste Mann der ganzen Provinz.

Husseyin erzählte mir von seinem konservativen Heimatdorf. Sein Vater hatte ihm eine streng islamische Erziehung verpasst. Er war nach Istanbul geflüchtet, wo er seine Englischlehrerin und später seine Frau aufgetan hatte. Später, als seine Ehe scheiterte, war er fertig mit der großen Stadt. Man bot ihm in Göcek eine Stelle und ein Haus an, und er holte sofort seinen Vater zu sich, weg aus dem kleinen Dorf in den Hügeln. »Es ist nicht gut, wenn man schlechte Gefühle gegenüber seinen Eltern hegt. Im Prinzip wollen sie doch nur das Beste für einen. Das weiß ich auch erst, seit ich selbst Vater bin.«

Ich war inzwischen davon überzeugt, dass mir keine große Gefahr drohte. Einem Mann, der für seinen armen

Vater und zwei Kinder sorgte, musste man doch wohl trauen können.

In den folgenden Tagen sorgte Husseyin dafür, dass ich keine einzige Lira ausgab. Er war mein Gastgeber, ich seine Geisel. Göcek war ein kleines Monaco: Viel zu tun gab es nicht, aber teure Yachten waren immer noch besser als haschende Hippies in Kabak, das sagte zumindest Husseyin. Wir gingen ins Café, wo uns seine Geliebte Kaffee servierte, schauten reichen Leuten beim Champagnertrinken zu, und gingen an einen Strand, den wir nicht betreten mochten, weil der Eintritt unglaublich teuer war. Wir klapperten drei Supermärkte ab, um einen Föhn für eine Frau in einer der Villen zu finden, um die sich Husseyin kümmerte. Danach besuchten wir den Handyladen seines Bruders Mehmet, der mir halb auf Englisch und halb auf Türkisch erklärte, wie er sein Unternehmen aufgebaut hatte. Wir kauften Kleidungsstücke für Husseyins Kinder, gingen an einen Strand, den man gratis besuchen konnte, und grillten abends mit seinem Vater und seinem Bruder. Ein verlorenes Wochenende war das auf keinen Fall.

Es war gut, dass ich mitgefahren war. Nicht, weil ich gerade die spannendsten paar Tage meines Lebens verbrachte, sondern weil ich einen Einblick in das alltägliche Leben eines ortsansässigen Menschen bekam. Außerdem hatte ich mich bisher noch nie so weit aus meiner Komfortzone entfernt. Wann unterhielt man sich zu Hause schon wirklich einmal mit jemandem, einfach um sich besser kennenzulernen? Ja, in einer Kneipe kam das schon mal vor, bei Mädchen, die man auf oberflächliche Weise interessant fand. Mit ein bisschen Glück lernte man sich in derselben Nacht dann noch besser kennen. Aber auf freundschaftlicher Ebene passierte so etwas selten. *Eine*

authentische Erfahrung wie diese werde ich so schnell nicht wieder machen, dachte ich mir.

Am dritten Tag beschlich mich das Gefühl, dass ich Husseyins Gastfreundschaft ausnutzte. Es wurde Zeit, meinem ursprünglichen Plan zu folgen und ins Kabaktal zu fahren. Husseyin war einverstanden und betonte, wie froh er sei, dass er einem vorurteilslosen und aufgeschlossenen Reisenden von seinem Liebesleben hatte erzählen können. Vorurteilslos und aufgeschlossen - diesen Titel würde ich erst noch erwerben müssen, aber ich hatte das Gefühl, jetzt auf dem Weg zu sein, ein Reisender zu werden.

Auf dem Weg zum Bus schaute ich in Mehmet's kleinem Geschäft vorbei, um mich für seine Gastfreundschaft zu bedanken. Er blickte mich verwirrt an.

»Wo willst du denn hin?«, fragte er skeptisch.

»Nach Kabak.«

»Wieso das denn? Haben wir uns nicht gut um dich gekümmert? Haben wir vielleicht irgendetwas verkehrt gemacht?«

Ich lachte, aber dann sah ich, dass er Tränen in den Augen hatte. Völlig verwirrt bestieg ich den Bus nach Fethiye.

Himmel oder Kürbis

In Fethiye wartete ich auf einen Dolmus, der aber nicht kam. Die Bushaltestelle bot keinen Schutz vor der brennenden Sonne. In meinem einfachsten Englisch hatte ich fünf Leute gefragt, wo der Bus ins Kabaktal abfuhr, und alle fünf hatten mich mit eindeutigen Gesten zu dieser sonnenüberfluteten Stelle geschickt. »Sonnenüberflutet«, so wurde dieses Gebiet in sämtlichen All-Inclusive-Broschüren genannt. Wenn man durch den Regen zur Arbeit radelt, sehnt man sich danach, aber wenn man auf einen Bus wartet, der nicht kommt, wünscht man sich nichts mehr als eine kalte Dusche.

Keiner von den vorbeikommenden Bussen fuhr nach Kabak, und immer wieder schloss sich die Tür, ohne dass mir jemand weiterhelfen wollte.

Um keinen Sonnenstich zu bekommen, ging ich zu einem kleinen Restaurant und nahm eine Packung Ayran aus dem Kühlregal. Davon hatte ich noch nie gehört, aber als ich das Zeug probierte, war ich ziemlich begeistert von dem süßen Joghurtdrink. Sofort kaufte ich noch einen. Und dann gönnte ich mir einen weiteren Liter und kippte ihn direkt in mich rein. Damit hatte ich meinen Bedarf erst mal für ein paar Jahre gedeckt. Das war auch völlig okay. Darüber hatte ich allerdings womöglich den einzigen Bus nach Kabak verpasst.

Ein blaues Familienauto hielt an. Die Scheibe wurde heruntergekurbelt, und ich bückte mich, um auf Augenhöhe mit dem Fahrer zu sein. »Kabak?«, fragte eine

Frau freundlich. Ich nickte. »Komm!«, sagte sie und öffnete die Wagentür für mich.

Fatma begrüßte mich mit einem breiten Lächeln. Sie war eine hübsche Frau irgendwo in den Vierzigern. Ich dankte ihr. Sie kicherte verlegen und sagte: »*No good English.*«

Schweigend fuhren wir über sich windende Straßen an den Kliffs entlang, links von uns breitete sich das Mittelmeer aus. Plötzlich fiel mir etwas ein. Ich nahm mein Handy und öffnete Google Translate. Ich sagte: »Vielleicht können wir uns ja so unterhalten?« Die weibliche Stimme übersetzte: »*Belki böyle konuşabiliriz?*«

Sie lachte. Jetzt probierte sie es: »Fantastisch! Wie geht es dir?«

Abwechselnd sprachen wir in mein Handy. Das ging nicht ganz reibungslos, aber wir erfuhren doch ziemlich viel voneinander. Fatma hatte einen Sohn, war geschieden, arbeitete bei einer Bank und fuhr jedes Jahr eine Woche hierher in den Urlaub. Sie hatte lange in Istanbul gewohnt, sich aber jetzt in Fethiye niedergelassen.

Das Handy übersetzte: »Arbeitest du an einer Datenbank mit, weil du dumm bist?«

Ich schaute sie fragend an. Und sie schaute fragend zurück, als meinte sie: »Habe ich was Falsches gesagt?« Ich übersetzte den Satz wieder zurück, und jetzt erschrak sie. »No, no, no!« Sie versuchte es wieder, und da sagte die Computerstimme, dass man ein schlauer Mann war, wenn man an einer Datenbank arbeitete. Ich lächelte.

»Musst du wirklich nach Kabak?«, übersetzte mein Telefon Fatmas Frage.

»So lautet zumindest der Plan.«

»Ich nehme dich mit ins Cennet-Tal, da ist es viel schöner. Außer natürlich, du willst zwischen den haschrauchenden Touristen rumsitzen.«

Ich grinste. Wieder wurde ich von der türkischen Gastfreundschaft überwältigt. »*Cennet* bedeutet Himmel.

Das Tal heißt so, weil es dort himmlisch schön ist«, erklärte Fatma.

Bevor es so weit war, hielt sie am Straßenrand an. »Das Kelebek-Tal«, sagte sie, »das Schmetterlingstal. Es heißt so, weil es ein Nistplatz für Schmetterlinge ist.«

Davon musste ich Fotos machen. Das Tal war eine kleine tiefe Bucht im Kliff. Zwischen den spitzen Felsen lag eine Grünfläche mit einem Campingplatz. Man konnte nur mit dem Boot dorthin kommen. Außer Fotos vom Schmetterlingstal machten wir ein Selfie, auf dem weder Schmetterlinge noch das Tal zu sehen waren.

Bevor wir weiterfuhren, erklärte mir Fatma, dass wir von Kabak mit dem Boot nach Cennet mussten. Wenn ich noch mitwollte, natürlich. Aber sie war so fest entschlossen, dass ich gar nicht anders konnte. »Kabak bedeutet Kürbis«, erklärte Fatma. »Das Tal heißt so, weil ... Na ja, das wirst du gleich sehen.«

Über eine steile Straße liefen wir an noch nicht fertig gebauten Bungalows entlang. »Kabak ist ein Naturschutzgebiet, und trotzdem haben die Projektentwickler mit dem Bau von Ferienresorts begonnen. Weiterbauen dürfen sie nicht. Jetzt warten sie, bis eine neue Regierung kommt, die es trotzdem erlaubt, und dann wird dieses ganze Tal mit Bungalows vollgebaut und von russischen Terroristen überflutet, genauso wie in Alanya und in Ölüdeniz«, sagte das Handy monoton. Fatma ergänzte das mit einem betäubten Blick.

Als wir uns dem Tal näherten, kamen wir an traditionellen Wohnwagen und Bungalows mit Hängematten davor vorbei. Die Berge, die das Tal umgaben, bildeten eine große grüne Wand, die einen dazu ermutigte, das dunkelblaue Meer und den hellblauen Himmel anzuschauen.

Fatma und Husseyin hatten nicht übertrieben: Überall auf den Feldern und auf den Dächern der Gästehäuser sah

ich Horden von jungen Leuten, und der Geruch nach Hasch war allgegenwärtig. Näher am Strand gab es ein Schwimmbad, in dem rosa- und orangefarbene Körper zwischen Efes-Bierflaschen herumdümpelten. »Siehst du, das ist Kabak!« Fatma deutete auf die Körper und lachte. »Also, wie lautet deine Entscheidung: Cennet oder Kabak?«, wollte sie wissen. *Himmel oder Kürbis?*

Dass das eine rhetorische Frage war, begriff ich auch. Das Boot wartete schon auf uns.

Wieder war ich froh darüber, von meinem ursprünglichen Plan abgewichen zu sein. Hinter einem hohen Felsen erstreckte sich das dunkelblaue Meer, das sich langsam in helles Azurblau verwandelte und dann in einen schmalen weißen Sandstrand übergang. Der Strand wurde von einer dichten Bewaldung begrenzt, die an einer Bergwand etwa hundert Meter weiter oben ausdünnte, bis auch die stärksten Bäume keinen Halt mehr an den steilen Felsen finden konnten.

Der Strand war leer. Keine Ressorts, kein Haschgeruch und keine Menschenseele zu sehen. Mit dem Rucksack auf dem Kopf sprang ich vom Boot. Nach dem Strand mussten wir über einen schmalen Pfad nach oben. Die Bäume bildeten einen Tunnel, der so niedrig war, dass man nicht aufrecht darin gehen konnte. Nach einer Viertelstunde kamen wir auf eine Lichtung mit einer Holzhütte, drei Kuppelzelten und den Resten einer Psytrans-Party. Es gab zwei Grotten mit schwarzlichtaktiven Malereien und mit Traumfängern, die man nicht mehr verwendete.

Der Campingplatzaufseher begrüßte Fatma, wie gute Freunde das tun, oder alte Geliebte: Er strahlte. Fatma zeigte auf mich und sagte etwas, das ich nicht verstand. Lachend gab mir der Mann die Hand. Ich konnte mir ohne Weiteres vorstellen, dass er ein Jahr lang übers Meer geblickt und auf die Rückkehr seiner Geliebten gewartet hatte.

Nachdem ich mein Gepäck in eines der Kuppelzelte gelegt hatte, erkundete ich das Tal. Ich stieg auf einen Felsen, von dem aus ich Aussicht über mein vorübergehendes Königreich hatte: mein Schloss mit zwei Stangen und einem Leintuch, verborgen unter den Baumwipfeln. Auf dem Berggipfel lag ein Felsbrocken mit einem Nadelbaum daneben, der einen Schatten über den Stein warf. Der Fels schien zum Sitzen wie geschaffen. Ich bewunderte mein ganz persönliches Reiseprospektfoto. Dort saß ich und schaute es mir an. Keine Ahnung, wie lange.

Ein überwältigendes Glücksgefühl ergriff mich. Hier saß ich allein auf dem Berggipfel. »Schau doch!«, sagte ich ab und zu laut zu niemandem im Besonderen.

Wieder wurde ich mit einem dieser unglaublichen Klischees konfrontiert: allein, aber nicht einsam. Hier war ich nun, und es stimmte zu hundert Prozent. Ich fühlte mich nicht einmal übertrieben sentimental. Es gab keine zynische Stimme in mir, die mich dazu aufforderte, mich wieder einzukriegen. Niemanden, der mich darauf hinwies, dass ich schon viermal gesagt hatte, wie schön es hier war. Es fühlte sich an, als würde ich mir zum ersten Mal wirklich die Zeit nehmen, glücklich zu sein. »Das Glück ist nur echt, wenn man es teilt ... Was für ein Schwachsinn!«, verkündete ich mit einem breiten Grinsen.

Lachend fuhr ich mir mit den Händen durchs Haar.

War das hier also das vollkommene Glück, von dem so oft die Rede war?

Mein guter Freund Jochem hatte mich etwa ein Jahr zuvor gefragt: »Wann warst du am glücklichsten?«

Wir saßen am Kloveniersburgwal und tranken Kaffee aus Pappbechern. Die Füße ließen wir über die Kaimauer baumeln, die Frühlingssonne schien, und die Mädchen hatten ihre weiten Pullover gegen kurze Röcke eingetauscht.

»Das kann ich dir nicht sagen«, gab ich zurück. »Aber was wäre mit genau diesem Moment?« Jochem fand das eine schöne Idee. Er war stolz darauf, Teil des Augenblicks auszumachen.

Weil ich mich so bewusst darauf konzentriert habe, kann ich mir diese Erinnerung immer noch ohne Probleme ins Gedächtnis rufen. Es war ein stilles Glücksgefühl, von weniger starker Intensität als das Glück, das ich jetzt erlebte. Auf meinem Felsen war mir fast danach, mich aus Angst, nie wieder so viel zu empfinden, von der Klippe zu stürzen.

Manche meiner Freunde oder Mädchen in Kneipen, die mich ungefragt zum Objekt einer psychoanalytischen Untersuchung machten, hatten mir gesagt, dass ich meine Emotionen zu stark unter Kontrolle hielt. Seit ich vierzehn war, hatte ich nicht mehr geweint. Als Kind hatte ich mich immer ohne Zurückhaltung gehen lassen, aber auf der Sekundarschule fand ich mich dafür zu erwachsen. Man spielte mit Freunden, man hing herum oder chillte. Und man weinte nicht, sondern warf einfach ein Fahrrad ins Wasser, wenn man sich abreagieren musste.

Lange war ich anders. Ich weinte, als ich für eine schriftliche Prüfung, auf die ich mich gut vorbereitet hatte, eine Fünf bekam. Ich versuchte mich zusammenzureißen, konnte aber nicht aufhören. Ich rannte aus der Klasse und brach in Tränen aus. Zu meiner Schande wurde ich von Mädchen getröstet, die das Ganze niedlich fanden. Und es wurde auch noch im Klassenfoto kurz danach verewigt. Als ich den Umschlag mit Gruppenbild und Porträtfotos öffnete, sah ich, wie ich mit leeren, rot geränderten Augen in die Linse starrte. Das war nicht ich. Ich durfte mich von negativen Ereignissen nicht mehr so stark berühren lassen. Ich musste mich davon fernhalten oder sie irgendwie einordnen, indem ich in einen Dialog mit mir selbst trat. Jedes negative Erlebnis wurde evaluiert. Oft war es nicht